

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1922

6 (5.2.1922)



Versteckter: bei Agenten 4.— M.,
direkt bei der Verlagsbuchhandlung bei
wöchentl. Zustellung 10.— M.,
bei der Post beträgt 4.50 M.

Evangelisches

Das Heft kostet 1.50 M., (Stellungnahme
ob. Angebots) — M., Chiffre-Preis
1.25 M., die wöchentl. Monatsbeilage
ob. der. Raum, Post-Zeit. Nr. 1859

Kirchen- und Volksblatt

Sonntagsblatt für Baden.

Nr. 6.

Sonntag, den 5. Februar 1922.

63. Jahrgang.

Jesu Herrlichkeit im Sturm.

6. Sonntag nach Weihnachten über Matth. 8, 23—27.

Lied Nr. 84: Wer ist wohl wie du . . .

Alle die Erzählungen aus den Evangelien, welche die Väter unserer Kirche für die Epiphantienzeit ausgewählt haben, stellen uns irgendwie die Herrlichkeit Jesu vor Augen. So auch die Geschichte von der Stillung des Sturms, die uns allen von Kind an lieb und vertraut ist. Hell und klar leuchtet uns aus ihr entgegen Jesu Herrlichkeit.

Sieh an zuerst den im Sturm schlafenden Jesus! Der sonst so liebliche See Genezareth ist nun wildbewegten tosenden Meer geworden. Ein unheimliches Säusen durchzieht die Luft und drohend jagen schwarze Gewitterwolken am Himmel dahin. Haushoch türmen sich die Wellen und der weiße schäumende Gischt springt empor. Und mitten auf dem See das zerbrechliche Fahrzeug, das Jesus und seine Jünger trägt. Bald reißen die rollenden Wogen in grimmiger Wut das Schiff in die Höhe, bald lassen sie es prismenschnell hinabsinken in die dunkle unheimliche Tiefe. Eine namenlose Angst hat sich der Jünger bemächtigt und in wildem Entsetzen schauen sie hinaus in das tobende, brüllende Meer. Und Jesus? Auf ein Kissen gebettet schläft er mitten im Sturm. Der Sturmwind heult und pfeift, aber Jesus erwacht nicht. Dumpf schlagen die rollenden Wogen wider den Rahn, daß er in allen Augen ächzt und kracht, und Jesus schläft. Die Wogen schlagen über dem Schiff zusammen und spülen um Jesu Füße, aber sie vermögen nicht, den Schlafenden zu wecken. So müde, so totmüde ist Jesus gewesen. Tage unermüdlicher Heilandsarbeit waren vorangegangen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hatte er gelehrt, gepredigt, Kranke geheilt, Trauernde getröstet. Ja, in brennendem Erbarmen mit all dem menschlichen Elend hatte er die Nacht zum Tage gemacht. So sehr hatte er in unendlicher Heilandsliebe der Menschen Not auf sein Herz genommen, daß die, welche es sahen, an das Prophetenwort erinnert wurden: „Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ Und dies sein Helfen und Heilen, Lieben und Dienen hat ihn so müde gemacht, hat ihn bis zum Tode erschöpft, daß auch der furchtbar tobende Sturm ihn nicht zu wecken vermag. Ist das nicht auch ein Strahl seiner Herrlichkeit? Sieh dir ihn an, den schlafenden Jesus mitten im Sturm, und sag' dir's: so müde ist Jesus geworden auch für mich. Und ihr, die ihr in des Lebens Arbeit und Kampf auch so müde geworden seid, sagt's euch: Jesus versteht uns, er, der selber so müde war, daß er schlief mitten im heulenden Sturm.

Sieh sodann an die wunderbare Ruhe des erwachenden Jesus! Als der Jünger Furcht auf das höchste gestiegen ist, da rütteln sie ihren schlafenden Meister wach und rufen ihm lauter als des Sturmwind's Toben ihres Herzens Angst ins Ohr hinein: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Und nun sieht Jesus auch das furchtbar tobende, wilderregte

Meer. Aber keine Spur von Angst und Furcht auf seinem Antlitz. Verwundert fragt er seine Jünger: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ Die Jünger waren ja nicht ohne Glauben. War's nicht Glaube, daß sie, die Seelente waren von Jugend an, in der furchtbaren Sturmnot sich an Jesus wandten als den einzigen, der ihnen helfen könne? Und dennoch tadelt Jesus die Kleinheit ihres Glaubens. Wenn sie ihn ganz erkannt hätten, dann wüßten sie, daß nimmermehr mitten auf seinem Heilandsweg die Wogen des Sees Genezareth sein Grab werden können. Wenn sie ganz an ihn glaubten, dann wüßten sie, daß nichts ihm ein Haar krümmen darf, bis er seines Vaters Willen erfüllt und sein Heilandswerk vollendet hat. So klar stand's vor Jesu Seele, daß nichts über ihn Macht haben darf, bis er freiwillig sein Leben dahingabe zur Erlösung für viele. Deshalb diese wunderbare Ruhe Jesu mitten im tobenden, heulenden Sturm. Mögen die Wogen noch so schäumen und drohen, Jesus weiß es: sie dürfen ihn nicht hindern, das Werk zu vollenden, das der Vater ihm gegeben. Was für eine wunderbare, einzigartige Gewißheit! Wo fänden wir sonst dergleichen? Sehen wir da nicht auch eine Herrlichkeit, die nicht von dieser Welt war? — Und wir? Wir können uns Jesus da nicht an die Seite stellen. Wir kennen Gottes Willen über unserm Leben nicht so, wie Jesus ihn kannte. Wenn in unserm Leben wilde Stürme sich erheben und die Wogen sich türmen, wir wissen nicht, ob die Wellen uns verschlingen werden. Aber eines wissen wir: daß auch über unserem Leben ein guter und gnädiger Gotteswille waltet und daß auch die Haare auf unserem Haupt alle gezählt sind. Die Gewißheit haben auch wir: „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was mir heilsam ist.“ Und kann diese Gewißheit nicht auch uns ruhig machen mitten im Sturm?

Und endlich: Sieh an die Herrlichkeit dessen, der über Wind und Wellen herrscht! Als Jesus der Jünger Angst und Not gesehen, da steht er auf und reckt majestätisch seine Hand aus und bedroht Sturm und Wellen. Er tut es, um den Kleinglauben der Jünger zu stärken. Und siehe da, auf sein Wort legt sich der Sturmwind und das Meer wird ganz stille. Da haben staunend die Jünger Jesu Herrlichkeit geschaut. Und mit Verwundern und Entsetzen riefen sie aus: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind?“ — Wir dienen einem starken und mächtigen Herrn. Wenn wir Jesus bei uns haben, so haben wir den bei uns, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der auch heute noch Wind und Wellen gebieten kann, daß es ganz stille wird. Einst werden wir alle einen letzten Sturm bestehen müssen. Dann, wenn die Wogen des Todes uns umrauschen. Da mögen auch wir wie die Jünger ausrufen: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Aber wenn er bei uns ist, dessen Herrlichkeit dort die Jünger im Sturm geschaut, dann werden

auch wir es erleben, wie er den rauschenden Fluten des Todes gebietet, und es wird stille werden um uns her, ganz stille. Und in der Stille der Ewigkeit wird es erlingen, lobend und preisend, dankend und anbetend: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind!“

K. A.

Der Waldhorn-Adolf.

Erzählung aus dem Schwarzwald, nach wirklichen Begebenheiten,
von Ulrich Eberker.

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ebchen erschrak ob dieser Rede so sehr, daß ihr die Knie zitterten und sie meinte, sie müßte in den Boden versinken vor Scham und Schmerz, als sie in der Tat ihren Adolf gefesselt unter ihr vorbeiführten. Es war ihr, als hätte er einen Augenblick zu ihr heraufgeschaut mit einem unsagbar traurigen Blick, als ob er ihr hätte zurufen wollen: „Verlaß mich nicht, nur jetzt in diesen Tagen nicht!“ Ebchen machte das Fenster zu, warf sich auf ihr Bett und begann bitter zu weinen.

Da klopfte es an ihre Türe. Ihr Vater rief sie. Schnell raffte sie sich auf und machte sich zurecht. Dann eilte sie hinunter und trat mit zagendem Herzen in die Wohnstube. Sie wollte ihrem Vater ja alles sagen und seine Verzeihung erleben. Aber ihm versprechen, den geliebten jungen Mann zu vergessen und ihm für immer zu entsagen, das konnte sie nicht mehr. Zu ihrem Schrecken war Ebchens Vater nicht allein, als sie zu ihm in die geräumige Wohnstube trat. Nebenam Tische saßen die beiden Pfarrleute, sowie der Forstwart und seine Frau. Vergeblich bemühte sich Ebchen, die Gäste mit einem freundlichen Gesicht zu begrüßen. Es war ihr, als ob die fünf sich an ihrem Tisch versammelt hätten, um ein hochnotpeinliches Verhör mit ihr anzustellen. Gesenkten Blickes, mit den Tränen in den Augen trat sie auf den ziemlich barschen Zuruf ihres Vaters einige Schritte näher.

„Das sind ja wahrhaft entsetzliche Dinge, die ich von dir höre, Ebchen,“ redete sie der Vater in strengem Tone an. „Du machst mit den Verbrechern gemeinsame Sache und bringst mich und mein Haus in Spott und Schande.“ Ebchen antwortete nichts auf diese Worte schwerer Anklage. Doch sie gab ihr Schluchzen auf, und die ängstliche Verzagtbeit, die eben noch auf ihrem Gesicht gelegen war, machte dem harten Zug einer vor nichts zurückschreckenden Entschlossenheit Platz.

Die Pfarrerin, deren Herz in warmer Liebe zu dem im Grunde der Seele reinen Mädchen schlug, bemerkte diese Veränderung im Gesicht und Wesen Ebchens wohl. Dem Drange ihrer Seele folgend erhob sie sich daher rasch, eilte auf Ebchen zu, schüttelte ihr die Hand, schloß sie in die Arme und küßte sie auf Stirn und Wangen. „Du bist mein liebes, gutes Kind“, sprach sie dabei. „Ich will deine Mutter sein. Es soll dir kein Unrecht geschehen, es wird schon noch alles gut werden.“ Ebchen, durch diese ihr ganz unerwartete Hilfe aufs tiefste bewegt, erwiderte die Liebesworten der mütterlichen Freundin mit inniger Dankbarkeit. Der Bürgermeister sah mit Erstaunen und Unwillen auf die beiden und hatte ein hartes Wort gegen die Pfarrerin auf der Zunge, die es gewagt hatte, in seine väterlichen Rechte einzugreifen und seine Tochter mit solcher Liebe anzufassen, während die nach seiner Ansicht Schläge verdient hätte. Doch als er mit seiner hartnäckigen Faust auf den Tisch schlagen und loswettern wollte, legte sich die zarte, weiche Hand des Pfarrers auf dieselbe, und es traf ihn jener tiefe, seelenvolle Blick, dem auch der Sohn des Waldhornwirts nicht hatte ausweichen können und mit dem er fast jeden bezwang.

Jetzt trat auch die Pfarrerin mit Ebchen vor den immer noch nicht beruhigten Vater. „Geben Sie ihr die Hand, Herr Bürgermeister“, sagte sie mit einer Wärme und Innigkeit, welcher auch der harte Bauer nicht zu wider-

stehen vermochte. „Ebchen bereut alles.“ „Ist das auch wirklich wahr und ist es dir ein heiliger Ernst?“ fragte der Bürgermeister und sein Auge traf prüfend dasjenige der Tochter. „Ja, es ist wahr“, antwortete Ebchen mit vor Tränen halb ersticker Stimme. „Aber“

„Was aber?“ rief der Bürgermeister zornig. „Du bereust also doch nicht alles? Du machst Einwendungen?“ „Bereuen tu ich alles“, antwortete die Tochter, „aber ich kann ihn nicht vergessen, ich muß ihn weiter lieben.“ „Du kannst ihn nicht vergessen, du liebst ihn, ihn, den Wilddieb, den Zuchthäuser, den Sohn des Mörders begehrt du von mir zum Mann, du Ungeratene!“ so schrie der Bürgermeister außer sich vor Zorn, und ohne daß die andern es verhindern konnten, faßte er die Tochter bei den Armen und schüttelte sie so heftig, daß das Mädchen laut aufschrie. Ja, er hätte sie mit seinen Fäusten ins Gesicht geschlagen, wenn sich nicht der Forstwart ins Mittel gelegt hätte. „Herr Bürgermeister“, sagte der hühnenhafte Mann, indem er sich hoch ausgerichtet vor den erzürnten Vater stellte. „Wie Sie sehen, stehe ich jetzt gesund und stark vor Ihnen. Ebenso gut könnte ich aber auch anstatt jenes Unglückseligen blas und kalt in meiner Kammer liegen. Könnten Sie oder der Herr Pfarrer oder irgend ein Mensch mir dann noch helfen?“

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Die Frage des Forstwarts schien ihm müßig. „Nun“, meinte der biedere Forstmann, „daran können Sie sehen, daß es Dinge in der Welt gibt, an welchen wir arme schwache Menschen beim besten Willen nichts zu ändern vermögen. Seit Monaten war es mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß mir der Waldhornwirt nach dem Leben trachtete, und daß es zwischen uns beiden, wenn es dem Bösewicht nicht gelang, mich hinterrücks über den Haufen zu schießen, zu einem Kampf auf Tod und Leben kommen mußte. Ich habe mich aber mit Ruhe in diesen Gedanken gefunden und mich, mein Weib und meine Kinder ganz in die Hände meines himmlischen Vaters besohlen. Nur im Gedanken daran, daß ohne seinen Willen kein Haar von unserem Haupte fallen darf, konnte ich ruhig an mein Tagewerk gehen.“ „Das war wahrhaftig christlich gedacht und gehandelt, mein lieber Freund,“ antwortete der Bürgermeister schon sichtlich beruhigt durch die Worte des Forstwarts. „Aber Sie können doch nicht damit sagen wollen, daß ich ruhig zusehen soll, wenn meine Tochter mir erklärt, sie könne diesen Waldhorn-Adolf, diesen Wilddieb und Sohn eines Mörders, nicht vergessen, sie müsse ihn weiter lieben. Das kann ich doch nicht dulden, ich muß diese Ungeratene dazu zwingen.“ Der Bürgermeister geriet wieder in Eifer. „Sie müssen gar nichts erzwingen wollen, mein lieber Bürgermeister,“ fiel ihm der Forstwart ins Wort. „Sie können nur tun, was ich in den letzten Monaten auch getan. Legen Sie diese Angelegenheit unserem himmlischen Vater vor. Haben Sie volles Vertrauen zu ihm, und wenn Ihre Tochter ebenfalls ihr ganzes Vertrauen auf Gott setzte und sich künftig, ohne eigene Wege zu gehen, ganz unter seine Führung stellt, dann kann und wird sie nichts tun, was Ihrem Vater mißfällt, und Gott wird noch alles zu einem guten Ende führen.“ Der Bürgermeister war ein viel zu aufrichtiger Mann, als daß die Worte des Forstwarts bei ihm ihre Wirkung verfehlt hätten.

Kinder, die fromme Eltern haben, von denen sie in der Furcht Gottes erzogen und von früher Jugend an auf das Eine, was not tut, hingewiesen werden, können ihrem Gott nicht dankbar genug dafür sein. Denn wie traurig sind die daran, deren Eltern dem christlichen Glauben entweder gleichgültig gegenüberstehen oder in deren Herzen die etwa von anderer Seite ausgestreute gute Saat planmäßig zu ersticken gesucht wird! Zu diesen Armen und Unglücklichen gehörte auch der Sohn des Waldhornwirts von Hochberg. Freilich ging der böse Einfluß nur vom Vater aus. — Solange die Mutter noch gesund war, hatte die

gottesfürchtige Frau trotz aller Feindseligkeit, die sie deshalb von ihrem Manne anzusehen hatte, darauf gehalten, daß ihr Sohn regelmäßig Kirche und Christenlehre besuchte. Auch hatte sie sich morgens und abends, wenn es ihr nur möglich war, ein Wort Gottes oder ein Gesangbuchlied von Adolf vorlesen lassen. Nachdem sie aber auf ein unheilbares Krankenzimmer geworfen war, hatte das alles aufgehört. Wenn auch Adolf äußerlich seiner Mutter ein gehorsamer Sohn blieb und sie hegte und pflegte, so gut er es eben verstand, war er doch leider mehr und mehr in die Fußstapfen seines gottlosen Vaters getreten. Vor allem war es die Jagdleidenschaft, welche ihn gewaltig erfaßt und auf die Bahn des Verbrechens mitgerissen hatte. Und durch das Wildern, das als Diebstahl nicht ungestraft bleiben konnte, hatte sich auch der Haß gegen die Obrigkeit, gegen Kirche und Religion in das Herz des jungen Mannes eingeschlichen.

In jenem Abend aber, als Adolf zum ersten Male in das seelenvolle Auge des neuen Pfarrers schaute, als er aus seiner Rede vernahm, daß der Mann es wirklich gut mit ihm meinte, da empfand er, daß er auf falschem Wege war. Er ging ernstlich in sich; doch als ihm sein Vater eines Abends die Jagdstinte reichte und ihn zum Mitgehen aufforderte, siegte doch die Leidenschaft über die Stimme des Gewissens. Wer aber dem Teufel nur den kleinen Finger bietet, den zieht er ganz mit sich. Nachdem Adolf mit seinem Vater zusammen gejagt hatte, konnte er seine Dienste auch nicht versagen, als dieser ihn aufforderte, das reichlich erbeutete Wild dem Händler zu überbringen.

„Ich werde dem Forstwart, wenn er morgen von Hubacker vom Holztag zurückkehrt, aufauern, und wir beide wollen ihn, ohne daß er zum Schuß kommt, über den Rabensfelsen hinunterstürzen. Wenn wir es klug angehen, wird uns niemand etwas nachweisen können.“ Adolf schauderte bei diesem Ansinnen. „Du willst mich zum Meuchelmörder machen!“ rief er entsetzt. „Ich soll noch mit dir auf dem Schafott endigen!“

Als Adolf nach Hause zurückgekehrt war in der Absicht, der Mutter das Vorhaben des Vaters zu gestehen und sie um Rat zu fragen, hatte er die Tochter des Bürgermeisters getroffen. Und nachher, als er mit Eichen allein in der leeren Wirtsstube hinter dem Kachelofen saß, hat er dem geliebten Mädchen, dem sein aufgeregtes Benehmen aufgefallen war, das entsetzliche Vorhaben seines Vaters mitgeteilt. Während er dem Wunsche Eichens folgend direkt den Weg nach der Bärenschlucht einschlug, um den Vater noch im letzten Augenblick zurückzuhalten, war das junge Mädchen zum Pfarrhause nach Hochberg geeilt. Kaum aber hatte Adolf den Wald betreten, als er von der Bärenschlucht her einen Schuß vernahm. Mit größter Anstrengung bahnte er sich bis zu der Stelle einen Weg, an welcher sein Vater abgestürzt war. Die vielen frischen Fußstapfen im Schnee, die Blutspuren, welche der Hund des Försters zurückgelassen, ließen den entsetzten jungen Mann ahnen, daß hier ein Kampf auf Tod und Leben stattgefunden haben mußte. Den Spuren des Försters folgend, die er bald wieder verlor, irrte Adolf einige Stunden im Walde umher. Als er endlich nach Hause zurückgekehrt war, fand er seinen Vater umringt von einer Reihe von Männern tot auf einem der Wirtschaftstische liegen. Von dem Bürgermeister und Forstwart in ein strenges Verhör genommen, hatte er sofort alles eingestanden, was er von dem teuflischen Plan des Vaters wußte. Dann führte der Bürgermeister den vor Schrecken fast Besinnungslosen in die Krankenstube der Mutter. In der ersten Aufregung hatte niemand an die arme Frau gedacht. Und wie sollte man ihr nur den plötzlichen Tod ihres Mannes mitteilen? Da sie bereits vor einem Jahre einen Schlaganfall bekommen hatte, war ein Rückfall sehr zu fürchten. Vorsichtig traten die zwei Männer an das Bett der Kranken. Der Bürgermeister leuchtete ihr mit dem Lichte, das er in

der Hand trug, ins Gesicht. Da erschrakten beide. Adolf legte seine Hand auf die weiße Stirn der Mutter. Er schaute ihr in die Augen. Der junge Mann, der beim Anblick des entseelten Vaters stumm geblieben war, brach jetzt mit lautem Schluchzen zusammen. „Mutter, Mutter!“ rief er wiederholt voll Schmerz. „So wache doch auf und höre mich!“

Der Forstwart und verschiedene andere der Anwesenden traten jetzt in die Krankenstube. Sie fühlten der Frau den Puls. „Es ist noch Leben in ihr,“ meinte der Forstwart. „Aber ich fürchte, die Frau hat wieder einen Schlaganfall bekommen, dem sie erliegen wird.“ Es wurden sofort einige Männer nach Niederberg zum Arzt geschickt. Als dieser gegen Morgen ankam, konnte er nur den inzwischen eingetretenen Tod der Waldhornwirtin feststellen. Bei weiterem Nachforschen gestand die Magd, daß sie, als sie den Waldhornwirt tot ins Haus brachten, in das Krankenzimmer gestürzt sei und der Kranken die Schreckenskunde laut zugerufen hätte. Die Frau hatte hierauf einen Schrei ausgestoßen und war ohnmächtig in ihre Kissen gesunken. Ohne sich weiter um die Kranke zu kümmern, hatte sich dann die Magd sofort nach ihrer Kammer begeben, um ihren Koffer zu packen. Die schlechte Person hatte sich an dem Geld und Gut des Wirtes vergriffen und wollte nun die gestohlenen Sachen in Sicherheit bringen, bevor die Landjäger in das Haus kämen. Der Bürgermeister hatte sie aber in ihrer Kammer durch einige Männer festnehmen und noch in derselben Nacht in den Ortsarrest abführen lassen.

Als kaum der Tag dämmerte, kamen die Landjäger und stellten mit Adolf ein strenges Verhör an. Obwohl er reuig war, wurde er doch als der Mittäterschaft an dem Morde verdächtig erachtet und sofort von den beiden Landjägern verhaftet und gefesselt nach dem Bezirksgefängnis transportiert. Gedanken der Reue, des Schmerzes und der tiefsten Scham durchwühlten das Herz des jungen Mannes bei diesem demütigenden Gange. Vater und Mutter lagen tot zu Hause, die Magd war wegen Diebstahls festgenommen worden, und er selbst hatte sich vielleicht dadurch eines Verbrechens schuldig gemacht, daß er die von seinem Vater geplante Mordtat nicht sofort anzeigte. So mußte ein Leben ohne Gott, ohne Glauben und ohne Gebet, wie man es im Waldhorn geführt hatte, enden. Adolf wäre in seinem Elend verzweifelt, als er tagelang im Untersuchungsgefängnis saß, ohne jemand anderes als die Gerichtsbeamten zu sehen und zu hören, wenn ihn nicht in den traurigen Tagen sein Seelsorger und Freund getröstet und wieder ausgerichtet hätte. Als der treue Pfarrer Friedrich zum erstenmal zu dem Gefangenen in seine Zelle trat, da war er ihm wie ein überirdisches Wesen erschienen, das Gott in seiner schwersten Trübsalnacht zu ihm sandte. Und der junge Mann ging in sich und tat ernstliche Buße. Das Wort Gottes, das er so lange gemieden hatte, wurde seine geistliche Speise und tröstete ihn über die lange, lange Zeit der Einsamkeit hinweg. Am Tage der Gerichtsverhandlung machte Adolf durch sein bescheidenes und aufrichtiges Wesen den besten Eindruck. Er wurde der Mittäterschaft an dem Morde freigesprochen und nur wegen Jagdfrevels zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. (Schluß folgt.)

Amerikas Freiheitskampf gegen den Alkohol.

In Newyork gibt es ein Armenviertel, das entsetzliches Elend in sich schließt. Bowery — das ist ein Sumpf, in dem unzählige Menschen zugrunde gehen. Vorschußbanken, die auf den Lohn Geld leihen, Kneipen, in denen auf einige Stunden die elende Not vergessen werden soll, schmutzige Wohnungen, die eine Schande sind für ein Kulturvolk — das ist Bowery. Vor sieben Jahren lernte ein dänischer Bischof diese Stätte menschlichen Jammers inmitten der großen Weltstadt mit all ihrem Glanz kennen. Nur eins

konnte seine tief erschütterte Seele ein wenig trösten; auch mit all dem Schrecklichen, das ihm dort entgegentrat, nimmt die Liebe den Kampf auf — verschiedene „Missionen“ treiben dort ihre Rettungsarbeit; aber wie wenige sind, die wirklich Rettung für immer aus diesem Sumpf finden! Ein Bild hatte sich jenem Manne besonders eingeprägt; eine lange Reihe hungriger, ausgemergelter Menschen schob sich langsam, Schritt für Schritt, durch die Straße an einer Tür vorbei, an der ihnen ein Stück Brot und ein Napf Milch gereicht wurde, die einzige Nahrung für 24 Stunden! — Vor kurzem machte jener Bischof wieder eine Reise nach Nordamerika, und es trieb ihn, jenen Stadtteil des Elends wieder aufzusuchen. Aber wie überrascht war er durch die Veränderung, die er wahrnahm! Jene Brotverteilung war verschwunden. In einer Straße, in der er vor sieben Jahren binnen einer Stunde mehr als 100 Personen in betrunkenem Zustande angetroffen hatte, sah er jetzt während des ganzen Abends niemand berauscht. Wohl herrschte noch Armut, aber die Menschen waren doch verhältnismäßig gut gekleidet und gut genährt. Es war eine merkwürdige Umwandlung, die Bowery erlebt hatte. Was hatte das alles zuwege gebracht? Das Staatsverbot der Rauschgetränke, womit das nordamerikanische Volk den langen Kampf gegen den Alkoholismus gekrönt hat — ein Sieg, der sich ohne Zweifel in der Zukunft noch stark auswirken wird in dem ganzen Volksleben.

Wir müssen anerkennen, daß es eine gewaltig große Tat ist, die wir hier erleben. Wir hatten in den letzten Jahren zu viel mit uns selbst zu tun, um noch unsere Aufmerksamkeit diesen Vorgängen in dem nordamerikanischen Freistaat zu schenken. Aber was dort geschehen ist, das zwingt einfach, uns damit zu beschäftigen und dazu Stellung zu nehmen. Hier hat sich ein ganzes Volk befreit von der Knechtschaft des Königs Alkohol, von einem Feinde, der das ganze Volksleben aufs unheilvollste beeinflusst hat. „Das Alkoholverbot ist der größte Kulturfortschritt, der in 1000 Jahren errungen ist“, so hat der Direktor der Handelshochschule in Brooklyn geurteilt; wir werden wohl annehmen dürfen, daß er ein urteilsfähiger Mann ist. Man hat in den Vereinigten Staaten 16 Staatsgouverneure über die Wirkung des Alkoholverbotes befragt. Sie bezeugen als Folgen der Beseitigung des Alkoholgewerbes: „Statt vorausgesagten allgemeinen Geschäftsrückganges der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, bessere Lebenshaltung, weitere Schichten betr. Bekleidung und Ernährung, Wohnung und Bildung, geringere öffentliche Schulden, hingegen vermehrte Einlagen bei Sparkassen, staatlich bedorrechteten Banken usw. Als weitere segensreiche Folgen werden hervorgehoben: größere öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung, bedeutender Rückgang der Straffälligkeit, Hebung des sittlichen Tones im allgemeinen, des Familienlebens im besonderen, besseres Ergehen der Frauen und Kinder, Steigerung von Fleiß und Sauberkeit, Arbeitsleistung und Arbeitsertrag, besserer Besuch von Kirchen und Schulen usw.“ „Einer der weisesten Schritte, die der Staat je getan hat,“ sagt der Gouverneur von Colorado. Ein Freiheitskampf eigener Art, daß ein 100 Millionen-Volk sich die Freiheit erringt von dem machtbollen Tyrannen, unter dessen Joch unser deutsches Volk sich noch willig beugt.

Freilich, ein langer, harter Kampf hat den Sieg vorbereitet; über 90 Jahre hat der Kampf gedauert. Im Jahre 1826 hat der damals berühmte Prediger Beecher (seine Tochter hat das weltbekannte Buch „Onkel Toms Hütte“ geschrieben) in einer seiner Predigten den Gedanken ausgesprochen: der Kampf gegen den Alkohol könne nur dadurch wirklich erfolgreich geführt werden, daß seine Herstellung und sein Verkauf von Staatswegen verboten würden. Ein unerhörter Gedanke in dem Lande der Freiheit! Aber eine eifrige Schar von Menschen, die die Not des Volkes jammerte,

griff den Gedanken auf. Lange dauerte es, bis er einigermaßen Wurzel faßte in der Seele des Volkes. 25 Jahre später hat ein junger Quäker, Neal Dow, mit großer Begeisterung es als seines Lebens Aufgabe ergriffen, den Staat völlig vom Alkohol zu befreien. Im Staate Maine, an der Grenze Kanadas, unterzeichnete 1851 der Gouverneur ein vom Staatsparlament angenommenes Verbotsgesetz. 1855 fiel es zwar der Reaktion zum Opfer, 1868 wurde es aber neu bestätigt. Ist auch seine Durchführung oft schlaff gewesen, es ist doch bis heute in Kraft geblieben und hat seinen guten Einfluß immer stärker geltend gemacht. Der Sieg in Maine rief in verschiedenen Staaten ein förmliches „Verbots-Fieber“ hervor. Aber der Erfolg war, aufs Ganze gesehen, doch nur gering. Es mußte zunächst das Volk für diesen großen Gedanken erzogen werden. In kleinen Kreisen begann man mit der Tat. Es wurde zunächst gekämpft um das Gemeindebestimmungsrecht, d. h. die einzelne Gemeinde sollte selbst darüber zu bestimmen haben, ob sie den Alkoholverkauf verbieten wolle. Später führten einzelne Staaten das Verbot auf dem Wege des Gesetzes durch. Aber der Kampf kam nicht recht weiter. Um die Wende des Jahrhunderts waren es nur noch wenige Staaten, die am Verbot festhielten. Aber seit 1907 kam die Bewegung wieder stark in Gang. 1915 sandten sich über das ganze Gebiet des nordamerikanischen Freistaates eine ganze Anzahl von Staaten, die das Verbot eingeführt hatten. In den nächsten drei Jahren folgten 13 Staaten — das Nationalverbot war auf dem Marsche. Nordamerikas Eingreifen in den Weltkrieg hat dann schnell den Sieg der Alkoholgegner auf der ganzen Linie herbeigeführt.

Der Staat traf scharfe Maßnahmen, um die Verwendung von Nahrungsmitteln in der Herstellung von Rauschgetränken zu verhindern. Der Kongreß erließ am 30. Juli 1919 ein Gesetz, das den Verkauf von allen gebrannten und gegorenen Getränken bis zum völligen Ende des Krieges verbot. Bereits am 22. Dezember 1914 hatte das Abgeordnetenhaus sich mit geringer Mehrheit für ein Nationalverbot für Rauschgetränke ausgesprochen, und zwar so, daß es als Zusatz zur Verfassung gelten sollte. Aber dies Gesetz fand nicht die nötige Zweidrittelmehrheit der beiden Kammern. Die Alkoholgegner setzten jedoch eifrig ihren Kampf fort, und der Krieg schaffte eine Stimmung im Volke, die dem Nationalverbot geneigt war. So nahm am 1. August 1917 der Senat den Verbotszusatz zur Bundesverfassung mit 65 gegen 20 Stimmen an, am 17. Dezember folgte das Abgeordnetenhaus mit 282 gegen 162 Stimmen. Das Gesetz wurde als Verfassungsgesetz erst gültig, wenn Dreiviertel der gegenwärtig 48 Staaten ihm zustimmten. Jetzt haben sämtliche Staaten mit Ausnahme von dreien das Gesetz bestätigt — ein glänzender Sieg der Verbotsfreunde. So ist das Nationalverbot am 16. Januar 1920 in Kraft getreten.

Wir Deutschen haben wahrlich Grund, diese große Sache mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Die Not unseres Vaterlandes zwingt uns einfach den Kampf gegen den Alkoholismus auf, wir mögen wollen oder nicht. Und da das Alkoholkapital bei uns eine „große Macht“ ist und mit „viel List“ Anstrengungen macht, die immer stärker werdende Bewegung gegen die Rauschgetränke zu unterdrücken, so müssen alle, denen es ernst ist mit dem Wiederaufbau unseres Volkes, eine klare Entscheidung treffen. Ein Mittel des Kampfes ist es auch, wenn das Alkoholkapital und seine Knappen das Staatsverbot Amerikas als erfolglos, oder wohl gar als unheilvoll darzustellen belieben. Oder man sucht diese große Sache des amerikanischen Volkes lächerlich zu machen. Daß es sich um eine lange vorbereitete und mit jäher Kraft durchgeführte Sache handelt, zeigt uns die Geschichte des Kampfes. Daß es nicht die Sache einer kleinen Minderheit ist, beweisen die mitgeteilten Zahlen der verschiedenen Abstimmungen. Daß eine so tief in das ganze Volksleben und in die Volkswirtschaft

eingreifende Bestimmung nicht mit einem Schlage durchgeführt werden kann, zumal in den Großstädten des Landes, liegt auf der Hand. Mag das Gesetz auch vielfach umgangen werden, mögen Menschen, die nicht auf den Alkoholenuß verzichten können, weil sie Sklaven des Alkohols geworden sind, sich diesen Stoff zu Hause herstellen — sie mögen es tun. Aber was bedeutet das gegen die große Tatsache, daß der Alkohol aus der Öffentlichkeit verschwunden ist, daß er nicht mehr fabrikmäßig in großen Massen hergestellt wird, daß er nicht mehr an zahllosen Verkaufsstellen feilgeboten werden darf, daß die öffentliche Verführung des Volkes zum Alkohol verschwunden ist! Es ist doch Tatsache, daß ein großes Volk, ein mehr als 100 Millionen-Volk, auf dem Wege des Gesetzes sich vom Rauschtrank befreit und dadurch eine Quelle des Elends und der Not verstopft hat. Der Kampf ist noch nicht zu Ende. Das Alkoholkapital sucht den verlorenen Boden wiederzugewinnen. Da an eine Aufhebung des Gesetzes vorläufig nicht und hoffentlich nie mehr zu denken ist, so suchen die Gegner des Verbotes es abzuschwächen. Das Gesetz bestimmt, daß die Getränke mit mehr als ein halb Proz. Alkohol als berauschende zu betrachten sind. Nun möchte man erreichen, daß Biere mit 3 Prozent Gehalt, Weine sogar mit 7 bis 9 Prozent erlaubt würden. Andererseits wird das Verbot — wie wir in unserem Volke ja dasselbe im Krieg erlebt haben — auf allen Gebieten seine günstigen Folgen offenbaren. Wir wollen genau diesen Kampf in Amerika um den Alkohol verfolgen, und unser Volk muß das alles wissen. Es ist auch dafür Sorge getragen, daß die Wirkungen des Alkoholverbotes genau im einzelnen beobachtet werden. Wir Deutschen werden in den kommenden Jahren Gelegenheit haben zu sehen, was für einen Einfluß das große Gesetz mit seinem einzigen Artikel auf das ganze Volk in Amerika ausübt.

Ueber die Wirkungen des Verbotes ist schon jetzt vieles, was uns überraschen mag, zu berichten, aber es wird auch vieles fabuliert, das uns die entsetzlichen Folgen des Gesetzes glaubhaft machen soll. Zu Weihnachten sollen die Straßen nach der kanadischen Provinz Ontario von Wandrerern und Kraftwagen gefüllt gewesen sein, alle wollten zum gelobten Lande des Alkohols, um dort einen Weihnachtstrunk zu erhalten — nur schade, daß Ontario gerade so alkoholfrei wie die Union ist, aber das hat der Erfinder dieser Nachricht nicht gewußt. Ein andermal hieß es, Hunderttausende von Amerikanern seien ausgewandert, um in Suba oder Europa wieder eine Heimat mit Alkohol zu bekommen — freilich hat Amerika leithin eine starke Auswanderung gehabt von Polen, Slowaken und Tschechen, die in die alte Heimat ausgewandert sind, um unter den neuen Verhältnissen dort ihr Glück zu versuchen. Ob auch wohl in Deutschland das Märchen geglaubt ist, sogar von den Alkoholfreunden, längs der amerikanischen Küste seien schwimmende Trinkstuben eingerichtet? — bei Sturm werden sie nicht besonders gemächlich sein. Unsere Zeitungen wissen zu berichten, daß der Schleichhandel mit geistigen Getränken klübe, vor allem aber, daß jetzt jeder sein eigener Schnapsfabrikant sei. Im Staate Ohio, so wurde kürzlich in einer von unseren Alkoholfreunden in die Zeitungen hineingebrachten harmlosen Mitteilung erzählt, bestünden jetzt statt der paar Hundert Brauereien und Brennereien von früher viele Hunderttausende derartiger Einrichtungen — natürlich immer gleich Hunderttausende, der gläubige Leser denkt ja nicht darüber nach, daß es unmöglich ist, in Jahresfrist und unter dem Staatsverbot Hunderttausende Brauereien und Brennereien einzurichten. Nach anderer Nachricht sind in den Häusern 1 Million geheimer Brennapparate zu finden, und die Schnapsherstellung sollen manche Hausfrauen in solchem Umfange betreiben, daß sie noch andere Familien damit versorgen. Bei solchen Nachrichten soll der Deutsche das Gruseln kriegen — „fürchterlich, solche Zustände brauchen wir uns wahrlich nicht zu wünschen!“ Ja, es kommt noch

toller: Seit Einführung des Alkoholverbotes haben die Verbrechen in besorgniserregender Weise zugenommen, und die Zahl der Mißhandlungen von Frauen und Kindern ist — man weiß sogar eine genaue Zahl anzugeben, vermuthlich ist jede Mißhandlung in der Statistik bemerkt — um 238% gestiegen! Schauderhaft! Eine Nachricht mag wohl ängstliche Seelen besonders beunruhigen — sie könnte wirklich schon wahr sein! — Nach einem holländischen Heringsmarktbericht ist der Verkauf von Heringsen in den Vereinigten Staaten stark zurückgegangen — infolge des Alkoholverbotes. Also muß, so ist dem Bericht hinzugefügt, das Verbot ein gutes Vorbeugungsmittel gegen den „Kater“ sein!

(Schluß folgt.)

Ihr schlimmster Bub.

Tante Lina — die Fröbeltante, die vierzig Jahre lang im Grünen Hof Schule gehalten hat — saß in Kapuze und schäbigem Radmäntelchen vor der Tür, die durch eine dunkle Küche hindurch in ihr helles Mansardenstübchen führte. Sie hatte da außen vorsorglich einen Stuhl aufgestellt, damit man sich nach Treppensteigen und mühsamen Gängen jeweils ein wenig verpußen konnte. Grad unter dem Briefschälterchen geschah das, in dem heute ein Brief mit ausländischen Marken gesteckt hatte. Sie hielt ihn, mißsam den drin enthaltenen Dollarnoten, geöffnet in der Hand, und weinte freitweg los, ganz merkwürdige Tränen, weder dem Schmerz, noch der Freude entlossen sie, sondern einer großen Erregung und Verwirrung.

Franz Kurz, ihr einziger Schüler, der Ingenieur ist bei einer amerik. Pullmann-Firma, schrieb, er höre, daß in Deutschland sehr wenig zu essen wäre und fürchte, seine gute Tante Lina, die mächtig alt und gewiß erwerbsunfähig sei, leide Mangel. Bloß ein Geripplein und Händchenvoll und ein Bdglein im Essen sei sie damals, als er zu ihr in den Kindergarten ging, schon gewesen, da denke er sich den Weg zu ihrem Verhungern gar nicht sehr weit. Sie dürfe aber nicht verhungern, der „böse Franz“, der ihr so viel Mühe gemacht habe, leide das nicht. Ihm sei das täglich Brot, das, vom reichen Gott zu erbitten Tante Lina ihr gelehrt habe, jetzt so reichlich zugemessen, daß er gerne etwas davon könne übers Wasser schicken . . .

So eine Nachricht ist wahrhaftig kein Unglück, warum jammert die alte Kindergärtnerin doch weiter: „Mit meinen andern Kindern bin ich ohne Liebe fertig geworden, aber der Franz war mein schlimmster Bub, den hab ich geschlagen! Seine eigene Mutter hat's mich geheißt und mir vorgemorscht, daß ich ihn zu wenig händige. Eine so gewalttätige Rotte gehöre tüchtig verhaunt! „Hätt ich nur nicht gehorcht!“ Die Schläge, die Franz Kurz von ihr bekommen, bereut Tante Lina heute bitterlich. Ihr weiches Herz spürt sie als eigenen Schmerz. Sie wirft sich mangelndes Verständnis und Ungerechtigkeit vor. Der fire kleine Franzel hatte doch nichts so schreckliches verbrochen!

Der Kindertante Gedanken tasten vom Stübchen unter'm Briefschälchen weit in die Erinnerung an ihren schlimmsten Buben zurück, den sie stets nach Schulschluß eine Viertelstunde einsperren mußte. Die andern bekamen dadurch für den Heimweg einen Vorsprung, der sie vor seinen Gewalttätigkeiten sicherte. Den Mädchen pflegte er das Spielzeug zu entreißen, namentlich die Puppen, deren Körper er entzwei machte, in dem Bestreben, zu ergründen, was sie inwendig hätten. Dem schönen Kreisel, einem geschenkten Prachtstück des Kindergartens, zertrte er die Blechhülle weg, um — wie er nach der Bestrafung treuherzig versicherte — zu erfahren, „was darinnen tanze.“

„Und doch und doch . . . ich hätt' ihn halt nicht schlagen sollen,“ äußerte später das Kindertantchen gegen eine erfahrene Freundin, „denn jetzt ist mein schlimmster Bub so gut gegen mich, wie kaum ein anderer!“ Die Freundin billigt diese Selbstanlage nicht. Sie weiß allerdings, z. B. daß dem Tante-Tantchen das Verhungern noch

genug gestanden hat und ohne den Helfer noch stünde. Sie freut sich also ungetrübt über das Verhalten von Franz Kurz in Uebersee und meint, die Schläge hätten mit dazu geholfen, daß er so geworden ist, wie er ist. Allmählich verlernt dann auch Tante Lina das Trauern und sieht in wonniger Dankbarkeit zu, wie Franz Kurz dabei und in Amerika für sie und ihresgleichen sorgt. P W

Rasche Vergeltung.

In einem Aufruhr, welchen das Landvolk um Basel bei im Jahr 1834 gegen die Obrigkeit in der Stadt angeregt hatte, zogen 300 streitbare Bürger aus Basel gegen die Aufständischen in den Landorten. Sie wurden kläglich geschlagen und mußten ihre jammernden Verwundeten auf dem Kampfplatz liegen lassen. Ein Basler Bürger sandte seinen Knecht mit einem Wagen hinaus, um die Verwundeten zu sammeln und in die Stadt zurückzufahren. Die Bauern nahmen ihn aber gefangen, und weil der Knecht von dem erbosten Haufen sich nichts Gutes versah, bat er flehentlich, sie möchten ihm nichts zu Leid tun, er sei ja nur um der Verwundeten willen hinausgefahren und trage keine Waffen. Einer aber, der dabei stand, schrie: „Nichts Pardon! Du mußt sterben.“ Händeringend rief der Knecht, sie möchten um Gottes Barmherzigkeit willen ihn schonen, denn er habe ein Weib und sieben Kinder. Umsonst! Jener Unmensch schrie wieder: „Kniee nieder, Hund, du mußt sterben“ — und damit schoß er ihn nieder. Am Abend, als der Streit für das Landvolk siegreich ausgegangen, sammelten sich die Bauern am Rhein und taten groß mit ihren Erfolgen. Auch jener Mordbube, welcher den unschuldigen Knecht erschossen hatte, war dabei. Er trat lachend unter den Haufen, tat einen Fluch und sprach: „Heut hab' ich einmal meinen Mut geküßt! Hört zu!“ — Damit legte er seine beiden Hände auf die Mündung der Flinte und stieß sie klirrend auf den Boden. In diesem Augenblick ging durch die Erschütterung das Gewehr los und schoß ihm seine beiden Hände völlig entzwei. Seitdem ging der von Gottes Hand Gerichtete ohne Hände umher und mußte mit Betteln vor der Leute Tür kümmerlich sein Leben fristen. G.

Aus Welt und Zeit. 29. Januar 1922.

Eine Woche liegt hinter uns, die reich an allerlei wichtigen Geschehnissen war. Im Mittelpunkt steht die große Rede des Reichskanzlers Dr. Wirth im Reichstag am 26. Januar über die außen- und innenpolitische und wirtschaftliche Lage des deutschen Reichs. Die Erhaltung und der Wiederaufbau des Reichs, die Ueberwindung der wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Kriegeschäden, die innere Festigung und Stärkung der Nation ist das Ziel seiner Politik. In der auswärtigen Politik will Deutschland an der Herstellung eines wahren Friedens in der Welt mitarbeiten und die ihm auferlegten Lasten bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit erfüllen. Dr. Wirth legte dar, was Deutschland bereits an Wiederherstellungszahlungen geleistet hat. Seit Annahme des Londoner Ultimatums hat es Barleistungen von 1108 Millionen Goldmark und Sachleistungen von 246 Millionen Goldmark abgeführt. Hierzu treten noch die seit dem Friedensschlusse abgelieferten Beträge von 500 Millionen Goldmark. Aber schon in der Zeit vom Abschluß des Waffenstillstands bis zur Annahme des Londoner Ultimatums hat Deutschland bereits Leistungen bewältigt, die ungeheuerlich sind: die Ablieferung der Handelsflotte, der Lokomotiven und Eisenbahnwagen, der Seekabel und vieler anderer hoher Sachwerte. Aber Poincaré, der derzeitige französische Premierminister und wütende Deutschenbasser, stellt sich in der Pariser Abgeordnetenkammer hin und sagt, Deutschland müsse endlich anfangen, seine eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen und die Schäden wiederherzustellen, damit Frankreich die vielen Milliarden zurückerstattet werden! Wie

wenn Deutschland noch nichts gezahlt und geleistet hätte! Und das hat sich doch beinahe schon verblutet an dem, was aus ihm herausgepreßt wurde! England hat anerkannt, daß die Deutschland auferlegten Lasten seinen Kredit vernichten. Aber Lloyd George, der englische Premierminister, hat in der sonst vernünftigen Rede, die er dieser Tage zu London in der neuen nationalliberalen Partei hielt, gesagt, Deutschland muß zahlen und kann zahlen! Dr. Wirth hofft ja, daß Genua, die neue bevorstehende große Völkerkonferenz, praktische Erfolge erzielen werde. Wenn er sich nur nicht täuscht! Frankreich verlangt durch den Mund des unerbittlichen Bassers Poincaré die Auslieferung der deutschen „Kriegsverbrecher“. Wirth weist diese Forderung entschieden zurück: keine deutsche Regierung, erklärte er, werde sich dazu bereit finden. Damit fand er den Beifall des Reichstags; nur die Kommunisten widersprachen: der Kommunist Hoffmann rief dazwischen und wurde darüber zur Ordnung gerufen: „Da freuen sich die Verbrecher!“ Wahrhaftig, daß solche undeutsche Menschen, von Deutschen gewählt, im Reichstag sitzen, ist jedem deutsch Fühlenden eine schwere Belastung. Zuletzt sprach der Reichskanzler von dem Steuerkompromiß, das glücklich zustande gekommen war unter Zustimmung von den Sozialdemokraten an bis zur deutschen Volkspartei. Wirth hatte vorher erklärt, daran hänge seine Kanzlerschaft und seine Regierung, daß dieser Vergleich gelinge. Die Vermögenszuwachssteuer soll 200 Prozent betragen. Außerdem soll eine Zwangsanleihe in der Höhe von einer Milliarde Mark, die in den ersten drei Jahren unterzinslich sein soll, den Bestehenden auferlegt werden. Dadurch soll der Reichshaushalt wieder auf feste Füße gestellt werden. Die Nachkriegssteuern sollen fallen. Die Umsatzsteuer soll 2 Prozent betragen, die Kohlensteuer 40 Prozent, auf den Doppelzentner Zucker sollen 50 Mark Steuer kommen. Wirth stoblokt, aber wir fürchten, er hat dazu wenig Grund. Im badischen Landtag war vom 24. Januar an eine große politische Aussprache. Da gab es mehrfach Feuer. Der Landbund ging scharf vor. Der Zentrumsführer schlug einmal heftig auf den Tisch, aber schließlich wurde der Regierung von der Mehrheit das Vertrauen ausgesprochen. — Im katholischen Deutschland läuteten die Woche hindurch täglich die Glocken zu Ehren des am 22. Januar gestorbenen Papstes Benedikt des Fünftehten, eines frommen, edeln Mannes, R. S.

Kirche und Mission.

Vom 21.—23. Januar hielt in Karlsruhe der Oberheinische Christliche Jungmännerbund einen wohlgeleiteten Lehrgang für Vertreter seiner Vereine ab. Etwa 60 Bundesmitglieder vor Rah und Fern lauschten im Hause des Karlsruher Christl. Vereins junger Männer den wertvollen Vorträgen, an die sich lebhafteste Aussprachen angeschlossen. In mehreren Vorträgen sprach der Bundesvorsitzende Pfarrer Weiser-Viedolsheim über das Thema: „Was sagen uns die Männer der Bibel für eine geeignete Jugendarbeit?“ und Bundessekretär Ritter über den Werbedienst der Vereine. Es sprachen ferner Professor D. Zelle-Heidelberg über „Die Jugend im Geisteskampf der Gegenwart“ und Seminarlehrer Stülz von Karlsruhe über „Jugend und Sport“. Am Sonntagnachmittag fand eine öffentliche Versammlung statt, zu der die Jugend beiderlei Geschlechts eingeladen war. Im vollbesetzten Saal des Evang. Vereinshauses sprachen Pfarrer Werner-Karlsruhe über „Jugend und Alkohol“ und Stadtvicar Kiefer über das Wort „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“. Diese Veranstaltungen wurden durch musikalische Darbietungen verschönert. Die Arbeit an der Jugend, wie sie in den Christl. Jungmännervereinen geschieht, sollte heute noch mehr Würdigung und Unterstützung finden.

Die Evang. Frauenberufsschule Freiburg für kirchliche und soziale Arbeit hat ihren Namen in „Evang.-soziale Frauenschule“ umgeändert. Anfangs Januar hat Frau Dr. Mayer-Rulenkampff die Leitung der Schule übernommen; die bisherige Leiterin Frein von Dungen ist zur Vorsitzenden des Arbeitsausschusses gewählt worden. Fortschritte der katholischen Kirche in Baden. Die badische Staatsverfassung vom 21. März 1919 und die Reichsverfassung vom 11. August 1919 haben den Kirchen günstigere Bestimmungen gebracht. Sie sind nach wie vor öffentlich-rechtliche Körperschaften mit dem Recht der Besteuerung ihrer Angehörigen, die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Leitung und Verwaltung ist gewährleistet, die

Todes-Anzeige.
Am 27. Januar 1923
unser liebe
Schwester
Sophie Biroti
aus Lenach (Württ.)
im Krankenhaus in
Müllheim, deren
Hausmutter sie seit
1898 gewesen ist, nach kurzer schwerer
Krankheit heimgerufen worden. Sie
hat ein Alter von 71^{1/2} Jahren er-
reicht und unserm Mutterhaus 47 1/2
Jahre angehört.
Namens des trauernden Diakonissen-
hauses Karlsruhe:
Kirchenrat Kob. (182)

Todes-Anzeige.
Nach Gottes uner-
forschlichem Rathsch
ist heute Vormittag
meine Frau, die gute
Mutter unserer Kinder,
unsere liebe Tochter,
Schwester, Schwägerin
Martha Voll, geb. Veil,
nach schwerem Leiden im Diakonissen-
haus Karlsruhe in die ewige Heimat
abgerufen worden.
Münzesheim, den 29. Jan. 1923.
Die trauernden Hinterbliebenen:
J. Voll, Söhne, und Kinder.

Dankfagung.
Für die wohlwollenden Beweise der
Teilnahme während der Krankheit
und Heimgang unserer l. Schwester
Maria Fromhold,
Kinderschwester,
sagen wir Allen, besonders den
Schwestern herzlichsten Dank.
Im Namen der trauernden Geschwister
Hina Preis Ww., geb. Fromhold,
Eberbach, den 6. Januar 1923. (122)

**Dr. Fauth'sche Familien- und eo.
Stipendienkistung.** (124)
Für das Studienjahr April 1922/23 sind
folgende Stipendien zu vergeben:
1. An studierende Söhne und Töchter
der Fauth'schen Familien von 600
Mark an,
2. an Söhne mit dem Stifter ver-
wandter und befreundeter Familien
von 300 Mark an,
3. an sechs bad. eo. Theologiestudierende
positiver Richtung von 300 Mark an.
Wünsche sind spätestens bis 1. März dem
Unterschiedenen einzureichen.
Niederreggenen, 25. Januar 1922.
H. Mühlheim Meyer, Kirchenrat.

1. Wie suchen 2 Brüder im Alter
von 6 und 8 Jahren in einer oder in
zwei Familien derselben Ort unter-
zubringen. Die Kriegshinterbl.-Hüt-
sorge zahlt für diese Wollwaisen ein
Pflegegeld bis zu 200 Mark monatlich.
2. Für ein Mädchen, das kommende
Ostern aus der Schule entlassen wird,
suchen wir auf längere Zeit eine
Pflegefamilie. Das Mädchen, das
bisher keine häusliche Erziehung ge-
habt hat, muß in Arbeit und Busch
genommen werden. Verlässliches Pflegegeld.
3. Auch für Angabe von Dienststellen
in Stadt und Land der weiteren Ent-
fernung von Mannheim sind wir
dankbar, da wir stets von Zeit zu
Zeit Jungen und Mädchen haben,
die wir gerne auswärts unterbringen
möchten. Mannheim, O. 4, 2. Evang.-
Archl. Jugendamt. (111)

Jüngeres, fleißiges Mädchen aus christl.
Familie, das Liebe zu Kindern hat, am
1. März gesucht. Köchin vorhanden.
Frau Reg.-Stat Voegelé, Karlsruhe,
Lorenzstr. 68. (109)

Bibel-Lesezettel.
5. S. n. Epiph.
5. Sonntag: Lese 36, 25-27. Ein fleißiges Herz.
6. Montag: Matth. 9, 18-26. Dein Glaube hat dir geholfen.

**Maria Kopetzky's
Haarwasser, Bartessenz
und
Spezial-Kräuterseife.**



Die Haare der Erfinderin
sind 184 cm lang
Gefährlich gefärbt
Gefährlich gefärbt

Preis des Haarwassers in Originalflaschen M. 18.— und 25.—,
Preis der Bartessenz M. 15.—, der Spezial-Kräuterseife M. 15.—.
Alleinverkauf nur durch die Erfinderin Maria Kopetzky, Kosmetisches
Laboratorium, Ronfang 12.
Anmerkung: Zur Vermeidung der jetzt außerordentlich erhöhten Paket-
gebühren empfiehlt es sich, den Betrag für die gewünschte Flasche zuzüglich der
Spesen für Post und Verpackung mit M. 25.— für die kleine, oder M. 32.— für
die große Flasche durch Postanweisung vorher einzusenden und die Bestellung auf
dem Postanweisungsschnitt zu machen, wodurch auch das Porto erspart
bleibt. (124)

Gegen
Morbus
und Darm-
erkrankungen, saures
Aufstoßen, Bläh-
ungen, Appetit-
losigkeit, hartsich-
tige Stühle, Magen-
beschwerden außerordentlich be-
währt. Auch als Vor-
beugungsmittel.
Schachtel M. 3.00 in
Apotheken oder
Dr. Schumacher
Nachf.
Pforzheim.

**Alte
Wollsachen**
werden zu Herren- und Damen-
kleiderstoffen, sowie Läufer,
Tappichen, Schlafdecken,
Kah- und Pferdedecken
billigst umgearbeitet.
H. SCHMIDT I
mech. Weberst
Grünberg (Heiden) Nr. 3
Käher unjunkt und franko.

Beitnässen
Ihre Methode hat gut geholfen.
Lautend. bewährt und Kner-
kennungen über u. Sechsteite-
ung, an Sanitätsverband Dr. med.
Lauterbach & Co. München 48
Lorenzstr. 9. (M 1)

bedecki, mehrfach unterseht und zum Ver-
trieb zugelassen. — Nur aus Heilkräutern und
Wurzeln hergestellt und daher als vorzügliches
Mittel zur Kräftigung der Haare, des Kopfes und
Behebung der Schuppenbildung bekannt.
Besonders bewährt bei Haarausfall als Folge-
erscheinung der Grippe und Barflekke.
Tägl. neu einlaufende Postsendungen aus allen
Geiselschattreisen.

Dürtheim, 27. 12. 21.
Das Haarwasser ist ausgezeichnet und
kann ich es nur empfehlen. Senden Sie bitte
an folgende Adresse je eine Flasche ab.
Schwester Elisabeth Biedling.
Das von Ihnen bezogene Haarwasser
v. 17. 12. 21 hat sehr gut geholfen und bitte
Sie, mir umgehend noch 2 Flaschen Haarwasser
(Kopfs) per Nachnahme zu senden.
Gedächtnisvoll
Gerhard Wegers in Gittersloh, Westf.
Bislingstraße 48.

Das von Ihnen bezogene Haarwasser
v. 17. 12. 21 hat sehr gut geholfen und bitte
Sie, mir umgehend noch 2 Flaschen Haarwasser
(Kopfs) per Nachnahme zu senden.
Gedächtnisvoll
Gerhard Wegers in Gittersloh, Westf.
Bislingstraße 48.

Musiksaiten.
Für alle Musikinstrumente liefert in
jeder Art und bester Qualität zu billigsten
Preisen. (Man verlange Preisliste).
Hugo Schmidt, Oberkühlungen
am Bodensee. (1)

Kropf
Drüsen-
schwellung,
Sarkom,
Höhle.
Dr. Hartmann's echter schwed. Kropf-
balsam u. Tabletten. Extra stark.
— Altbewährt u. empfohlen. Preis je
M. 12.50 anst. d. Reich. durch Gen.-Depot
Wilhelms-Apotheke,
Stuttgart-Cannstatt 116, Heidenstr. 31.
Blanzende Dankschreiben. (2)

Auf 1 April ordentliches, zuverlässiges
Mädchen
bei gutem Lohn gesucht, nicht unter 17
Jahren alt, für Haushalt mit 2 Kindern.
Frau Dr. Otto Wagner, Mannheim, Richard
Bauerstraße 19. (108)

Erbschaftliches Mädchen für Küche und
Haushalt sofort oder später gesucht.
Eitlingen, Wöringstr. 2. (120)

1. Wo findet ein sehr braver, strebsamer,
begabter Junge auf Ostern als Mechaniker
oder besserer Schlosser Lehrstelle?
2. Kraftmitthe in Freiburg (3 Personen)
kräft. Mädchen. Beste Behandlung.
3. Eine tüchtige, nicht zu alte Frau zur
Entlastung einer Pensionärin in im
Schwarzwald gesucht. Familienkennung
Anfragen an Horrer Meyer, Nieder-
reggenen bei Mühlheim. (120)

Einfache Stütze, (120)
die bürge sich machen kann, oder besserer
Hausmädchen möglichst sofort für Alten-
hausarbeit gesucht. Mädchen vorhanden.
Weniger Angebote. Nichtl. Gehaltsan-
träge und Zeugnisabschriften an Frau
Almens, Köcherl. V., Salsbaderstr. 27.

Fehlstellen für Knaben, die Schuhmacher,
Schneider, Bäder-Schlosser, Mechaniker,
müller, Koch, Kaufmann und Landwirt
werden wollen, sucht die Eltern oder
später die Heilungsanstalt Weingarten
bei Durlach. (126)

7. Dienstag: Matth. 9, 27-38. Ihn jammerte des Volks.
8. Mittwoch: Matth. 10, 1-15. Das Himmelreich ist nahe.
9. Donnerstag: Matth. 10, 28-39. Mein nicht wert.
10. Freitag: 1. Joh. 4, 11-19. Lasset uns ihn lieben.
11. Samstag: Matth. 11, 1-15. Mehr denn ein Prophet.

**Emser
Quellsalz**
zum Gurgeln bei Katarthen.



Meinel & Herold
Musikinstrumentenfabrik
Klingenthal, Sa. Nr. 173
**Mandolinen, Gitarren,
Lauten, Zithern usw.**
Katalog frei.
Umtausch bei Nichtgefallen.
Über 14000 Dankschreiben.
Direktor Bezugi Niedrigste Fabrikpreise!

Luisehölle Karlsruhe.
In Klasse A werden Mädchen im fortbil-
dungsfähigen Alter außer in den
Schulferien in allen Handarbeiten und in
der Hauswirtschaft (einschl. Küche) gründlich
und zweckmäßig ausgebildet, sowie ge-
wissenhaft erzogen. Klasse B bereitet
ältere Mädchen zur selbständigen Haus-
frau vor; Kurs für Säuglingspflege. Kur
Internat im eigenen, neuzeitlich ein-
gerichteten Gebäude. Jahresturse, Beginn
jeweils nach Ostern. Preis einschließlich
Unterricht 6000 Mk. Kost und Fremd-
sprache; Anfahrtslehre; Gelegenheit zum
Besuch von Vorträgen, Theater, Konzerten
u. dergl. Sägung und nähere Auskunft
durch die Vorleserin (Otto Schöpsler, 5),
oder durch den
Vorstand der Abteilung I des Badischen
Frauenvereins, Karlsruhe,
Gartenstr. 49/51. (28)

Älteres Fräulein oder Witwe als alleinige
Hausfrau zu alleinlebendem pen-
sioniertem Beamten gesucht. Bedingung
absolute Zuverlässigkeit, Herzengüte und
mäßige Ansprüche, da durchgehends nur
ein halber Tag Arbeit. Jeugnisse, Bild
und Gehaltsanträge unter Nr. 123 an
die Exped. des Blattes. (1)

Gesucht baldmöglichst oder längstens bis
1. März als Erzieherin für mein über
5 Jahre in Haus und Garten tätiges
Mädchen ein fleißiges, christliches Mädchen,
welches auch künstlerisch, Sewerarbeiten
wollen sich mit Angabe des Eintrittstages,
der Wohnort und der Jeugnisse
gegen Rückvergütung etwaigen Portos
wenden a. Frau Regierungsbaurat Canden-
berger, Heidelberg, Söllnerstr. 31 l. (125)

Ein älteres, zuverlässiges Ehepaar wird
zur Uebernahme der Gartenarbeit
und etwas Vorbereitung in ein Haus der
Stelantenr. gesucht. Die Arbeit kann auch
im Nebenamt befristet werden. Mit der
Einstellung ist eine Zweizimmerwohnung
verbunden; dieselbe kann aber nur durch
Tausch bezogen werden, weshalb nur in
Karlsruhe anfallige Bewerber in Betracht
kommen. Offerten unter E. B. Nr. 113 an
die Exped. d. Blattes. (116)

Gesucht braves, williges
Mädchen
in größerer Familie zum 1. April oder
früher. Frau Prof. Kühlewel, Corrad.
Solides, tüchtiges
Alleinmädchen,
erfahren im Kochen und häuslichen Ar-
beiten, wird in kleine Familie (3 Personen)
auf 1. Febr. gesucht. Frau Schenk, Pforz-
heim, Marktstr. (119)

Stütze.
Jüngeres Fräulein aus guter Familie
sehr vom Lande, das künstlerisch ist und
sich im Haushalt etwas betätigen will
wird bei vollem Familienanfang noch
Freiburg sofort gesucht. Dienstmädchen
vorhanden. Best. Angebote an Frau
Dipl.-Ing. Haas, Freiburg i. Br., Reich-
grabenstr. 14. (114)

Besseres Mädchen, das gut bürgerlich
suchen kann und Hausarbeit versteht
sofort oder später (sind). Frau C. Koll
haus, Frankfurt a. M., Waldmannstr. 31
(121)

Verantwortl. Schriftleiter: für Anzeigen Buchbl. Herr F. J. G. I. in Karlsruhe, für den übrigen Inhalt Stadtpf. D. Fr. Herrmann, Eitlingen.
Verlag u. Expedition: Ev. Schriftverein, Karlsruhe, Kreuzstr. 35. Postfachkonto Karlsruhe 1929 — Druck: Buchdruckerei Hibelius Karlsruhe